

sich als einer der ersten gegen den Irrsinn wandte, Jesuitenpater Spee von Langenfeld, einige Jahre Beichtvater der Hexen, die längst keine mehr waren. Die Frauen faßten Vertrauen zu ihm, beschworen ihre Unschuld. Er spürte, daß sie die Wahrheit sagten und versuchte auch, ihnen zu helfen. Das Ergebnis war niederschmetternd. Im erneuten Martyrium der Tortur gestanden sie wie gehabt, nach dazu, daß sie ihren Beichtvater belogen hätten. Spee mußte einsehen, daß er so nichts erreichte. Er verfaßte 1630 seine „Cautio criminalis“, aus guten Gründen unter Pseudonym, es wäre ihm kaum besser ergangen als jenen, für die er sich einsetzte.

Doch es hat sie gegeben, die Hexe, kühner, intelligenter, einsamer als ihre Zeitgenossen, und sie lebt weiter, böse und häßlich in den Märgen, zur Drud degeneriert, und leichthin als nicht existierend erachtet. Unter finsternen Hinterwäldlern geht noch gelegentlich einen Raunen um, als Parodie blieb sie bis heute erhalten, wenn sie immer wieder ausgetrieben, verspottet, verbrannt wird mit Krach und gräßlichen Fratzen zur Fastnacht. Das Volk, dem sie einmal beistand in Not und Erniedrigung, wußte ihr keinen besseren Dank. Die rebellische Seele des Mittelalters hätte doch wohl mehr Ehre verdient.

\* Elisabeth Engelhardt, Feuer heilt, Roman, Zürich (Flamberg) 1964

*Inge Meidinger-Geise*

## Literarische Frauenprofile in Franken

Der meistgelesene Roman mit fränkischem Kolorit wurde von der Stuttgarterin und Gattin eines Theologieprofessors, Agnes Günther, geschrieben und erschien nach deren Tod 1913 in über hundert Auflagen mit dem Titel „Die Heilige und ihr Narr“. In diesem plüschig-aufregenden Buche, das das alte Märchenmotiv von der bösen Stiefmutter verwebt mit Tochter-Unschuldstragik und der Treue eines armen, durch seine Malkunst berühmt werdenden „Ruinengrafen“, der das kurze Leben seiner Kindfrau stützt und seligmacht, lebt alle altfränkische Romantik von Burg und Wald, hehren Gestalten und einer Ahnfrau, die man der Hexerei verdächtigte, leben die zopfigen und rebellischen Spannungen der Standeswelt, in die der Künstler einbricht, und lebt die Frauensehnsucht, beides wieder harmonisch zu vereinen. Das adelige Märchenmodell einer bürgerlichen Schreiberin aus der deutschen Bildungswelt läßt bezeichnende Quellen aufspringen, rührt die Herzen, verklärt eine ohnehin für Verklärung geschaffene Landschaft der romantischen Wald-Dörfer-Burgen- und Städtefülle so sehr, daß es als fragwürdige Overtüre erscheint bei der Tatsache: Es gibt erstens wenige und zweitens zumeist erst mit unserem Jahrhundert wirksame literarische Frauenprofile in Franken. Gemeint sind ja damit Persönlichkeiten, denen es gelang, ihrem Namen und ihrer Leistung über die Region hinaus Geltung zu verschaffen.

In Wolfgang Buhls Sammelwerk „Fränkische Klassiker“ mit differenzierten Autorenporträts finden wir überhaupt nur zwei Frauen, deren Wirken und Werk für Kenner lebt, im übrigen aber sozusagen kulturhistorische und literarhistorische Konserve wurde: Die Nürnberger Mystikerin Christina Ebner (1277-1356), deren Demut und eigenwillige geistige Kraft gleichermaßen genannt werden, ferner die einzig bedeutsame Dichterin des deutschsprachigen Barock, die Österreicherin und Protestantin Catharina von Greiffenberg (1633-1694), deren Freund der in Nürnberg ansässige Landsmann Sigmund von Birken, als Nachfolger von Harsdörffer Präses der Nürnberger Pegnitzschäfer-Dichtergesellschaft war. In Nürnberg wurden die Gedichte der Catharina gedruckt. Die angeführten Proben verraten als Lob- und

Preisgesänge der Schöpfung eine natürliche Verquickung von Bildhaftigkeit und geistig-geistlicher Aussage. 1663 emigriert die junge Adelige vor den Türkeneinfällen nach Nürnberg, heiratet ihren weit älteren Onkel, arbeitet weiter an ihrem zeitgemäß religiös bestimmten Werk „Sieges-Seule der Buße und Glaubens/wider den Erbfeind Christlichen Namens“ — gemeint sind damit auch die Türken. Nur wenige Jahre war die Dichterin in Nürnberg, aber es blieb ein reger Briefwechsel mit Sigmund von Birken, ein Zeitdokument! Auch besuchte die in Pflichten in Österreich eingespannte Frau immer wieder ihre Nürnberger Freunde. Nach dem Tod ihres Mannes siedelt sie 1680 endgültig nach Nürnberg über, wo man sie 1694 auf dem Johannis-Kirchhof begräbt, eine gelehrte Frau, die wohl Grund hatte, in die gelehrt-poetischen, der deutschen Sprache und ihrer Pflege dienenden Zirkel Nürnbergs zu kommen. Ein Stück Landesgeschichte ist in diesem Faktum eingefangen: Nürnbergs geistige Bedeutung schloß damals literarisches Leben ein. Man kam von draußen dorthin. Drei knappe Jahrhunderte später ist es umgekehrt, auch bei den fränkischen Literatinnen — man lebt und wirkt größtenteils in den modernen Weltstädten — Claire Goll, Gisela Elsner oder Angelika Mechtel sind Beispiele.

Wenden wir uns einem anderen Sammelwerk zu: In der von Hermann Gerstner in neuer Bearbeitung herausgegebenen Anthologie „Fränkische Dichter erzählen“ finden wir wenige markante Literatinnen Frankens, gar Dichterinnen. Die Auswahl scheint vorsichtig, vielleicht sogar zufällig. Achtunddreißig Beiträge, davon fünf von Autorinnen — wobei Elisabeth Engelhardt, eine der fränkischsten und bedeutsamsten, fehlt.

Meine eigenen Unternehmungen erhellen ebenfalls die Lage: In meiner 1968 herausgegebenen Anthologie „Texte aus Franken“ findet man Elisabeth Engelhardt und Gretl Zottmann, zwei in ihrer Eigenart bei allen Unterschieden vertretbare Autorinnen, denen ich mich als in Franken seit 1943 lebend hinzugesellte im Kreise von zwanzig Autoren. Das Zahlenverhältnis nahe an eins zu sieben scheint bezeichnend für eine ohnehin literarisch nicht üppige Region. Die Gründe hierfür müssen immer wieder gesagt werden: Zersplitterung in kleine und oft durch die ländlich-marktfelechnhafte Lage selbstzufriedene, sich bescheidende literarische Inseln, bei denen heimat- und geschichtsgebundene Themen oder freundlich empfindsames Werkeln im Sog allgemein liebenswerter Gebrauchsliteratur voransteht; der Mangel an Maßstäbe setzenden, das Draußen suchenden literarischen Zirkeln; der Mangel an Publikationsbereichen, die tatsächliche Ansprüche stellen oder erarbeiten auf der Basis von Zeitungen, Zeitschriften, das Fehlen von Verlagen, die es durchhalten können, sich der Literatur jenseits literarischer Gefälligkeiten zu widmen. Franken, die kunstfreundlich kunstgewerbliche Landstube, Bürgerstube, es ist für kämpferische Fronten immer wieder zu intim, fast behaglich, es ist der Boden aber für Gruppen und Grüppchen mit ihrem Selbstbewußtsein und auch ihren Intriguen, ein bißchen nach Manier Beckmessers. Auch mein großes fränkisches Lesebuch „Ohne Denkmalschutz“ von 1970 spiegelt aufschlußreich: Neun Autorinnen unter sechsundfünfzig Autoren — also fast wieder derselbe Maßstab. Hier in dieser breit angelegten Anthologie stehen gerade eben verstorbene Autorinnen wie Olga Pöhlmann und fehlen die wenige Jahre später auftretenden jüngeren und jüngsten Namen, etwa Helga Piccon-Schultes. Auch starb inzwischen Gretl Zottmann, es verstummten Thea Schulze-Binkowski und Irma Traud Tzschuschner, es tritt gleichsam am Ort ohne maßgebliche Publikationen Margarete Zschörnig. Die sogenannte Prominenz wie Gisela Elsner beteiligte sich nicht, antwortete nicht. Die fleißige und vielseitige Irene Reif hatte ihren fränkischen Durchbruch als Reiseschriftstellerin noch nicht vollzogen, die kurze konzentrierte Arbeit am Erkennen vertretbarer literarischer Maßstäbe im Verband fränkischer Schriftsteller, wie sie Willy Reichert begonnen hatte und Alo Heuler fortsetzte, ergab sich auch erst nach diesem Unternehmen in breiterer Weise. Was will ich damit zeichnen? Abermals die Lage des Unzentrierten, Zufälligen, das Gebot des Aufspürens, des Vorläufigen immer und hier in einem solchen Landstrich besonders.

Man muß fragen: Was ist denn nun Frauen-Literatur in Franken? Gibt es nicht eben nur eine gute und eine schwache Literatur und kann man da noch mehr eingrenzen, sozusagen nach Autoren und Autorinnen? Es ist in jedem Fall gerade wegen der Schmalheit und des Gehemmtens der Spuren aufschlußreich, die wenigen Vertreterinnen der Literatur in Franken im Hinblick auf Allgemeinstrukturen zu betrachten. Sie sind erst eigentlich da mit diesem Jahrhundert frühestens, eher im Verlauf seiner Jahrzehnte. Sie kommen aus guten Bürgerhäusern. Diejenigen, die ein immerhin umfangreiches komplettes Werk darbieten wie Sophie Hoehstetter, bleiben unverheiratet wie ihre außenseiterische Wesensschwester Elisabeth Fürst. Den Normalfall verheirateter Bürgerfrauen bilden die herzlich volksgenähert tönenden, ihr Handwerk marktfrauentüchtig verstehenden, dabei aber seriös arbeitenden kontaktfreudigen Autorinnen wie eben die verstorbene Gretl Zottmann oder Irene Reif oder die geschickte Kurzprosaistin Margarete Zschörnig, dazu die gemüthafte Sudetendeutsche und Franken als zweite Heimat deklarierende Gertrud Hanke-Maiwald. Die Jungen und Jüngerer haben es schwerer, sie sind Hausfrau und Mutter und wissen ohne Hochmut um eine Begabung, die eigentlich Spielraum und Ruhe und auch Freiheit zur Entfaltung braucht: Irmaud Tzscheuschner und Helga Piccon-Schultes sind für den aufmerksamen Beobachter der Szene, für den auf neue junge Impulse im weiblichen Literaturbereich Frankens an Ort Hoffenden gebagte Sorgenkinder, Atemlose an der Grenze des nur noch für sich Arbeitens. Die zu Ruhm und literarischem Schicksal gelangten Fränkinnen jenseits Frankens wie die verstorbene Nürnbergerin Claire Goll und die junge Nürnbergerin Gisela Elsner machten sich jenseits der Stadtmauern frei für diese ihre Arbeit. Rebellen kleineren Maßstabs, die mit ihren Arbeitsansätzen neugierig machten, wie etwa die in Nürnberg ansässig gewordene Hannelore Klimsch oder die sozialengagierte Thea Schulze-Binkowski weisen keine Texte mehr vor. Was aus der naiv wortverkrampften und Band für Band herausgebenden Lyrikerin Resi Brockmann aus Erlangen wird, ob sie bei dem Lob, das man ihr gibt und das der über Provinzkränze hinausgreifende Kritiker nicht teilen kann in diesem Maße, einmal wirklich zu sich entwickelnder Sprache kommt, muß man abwarten. Auch sie, Resi Brockmann, strebt aus ihrer gutbürgerlichen Hülle in künstlerische Zugluft. Ich rede davon, weil ich angesichts der besonderen fränkischen Lebens- und Literaturstruktur meine, hierzulande ist das Ausbrechen in eigene Ausdruckskraft ein wahrer Kraftakt, auch was die nötigen existenziellen Konsequenzen betrifft. An Nachwuchs tut sich in den kleinen Gesellschaften und Autorengrüppchen einiges im Rahmen jener Handschriftenübungen und heutigen oft notvollen Ichbezogenheiten, über das man noch nichts weiter sagen kann. Es sind die allerorten, wo Universitäten und Gesprächsfelder bestimmter gleichgesinnter junger Menschen leben, sich aufbauenden Zirkel und Austauschzentren für Geist und Gefühl, durch die sich dann echte Begabungen schnell hindurchfinden. Gegenüber denen allen und dem allen haben der Name und die Person von Elisabeth Engelhardt besonderes Gewicht. Sie steht als Autorin, landgebürtig im Schatten der Noris, frei und unfrei zugleich in ihrem künstlerischen Doppelleben, dem Brotberuf als Bühnenbildnerin und dem Schreiben, für sich und scheint rundum ein Modellfall für fränkische literarische Möglichkeiten bei allen fränkischen Begrenzungsfakten literarischer Entfaltung. Fast erhebt sich hier wieder ein seltsames intimes Zahlenspiel — eine Autorin gegen eine Handvoll, eine Bedeutsame gegen ein paar im Laufe der Jahrzehnte Bedeutsame. Ich sage das bewußt auch im Hinblick auf die erwähnten Namen draußen in der Welt. Ich sage es auch bewußt gegenüber so liebenswürdig aufgebauten Grenzfällen wie dem der längere Zeit in ihrer Jugend in Würzburg lebenden, in Dresden geborenen, jetzt lange schon bei München ansässigen Angelika Mechtel, die man zuweilen wegen ihrer gebliebenen Kontakte zu fränkischen Literaten wie etwa Ingo Cesaro ein bißchen für die Region mitpachten will und der man ja auch den Nürnberger Förderpreis 1970 gab. Alles in allem: Bei so überschaubarer Skala der Namen und Leistungen drängt sich die Frage nach literarischem Eigenprofil im strengen Sinne doppelt auf und läßt es nur zu, ein paar Persönlichkeiten im regionalen und

ausstrahlenden Zusammenhang zu zeichnen.

Von einer der meistgelesenen, erfolgreichsten und doch nicht in den großen Literaturgeschichten zu findenden fränkischen Autorinnen weiß man heute kaum noch in Leserkreisen: Dabei war Sophie Hoehstetter 1973 erst hundertjährig; dabei haben über dreißig Bücher, vor allem Romane und Novellen, in namhaften Verlagen erscheinen können. Es mag nicht nur unsere immer schneller lebende und wegwerfende, auch Literatur in Wegwerfmanier gebrauchende und fallenlassende Zeit sein, die diesen Namen literarisch einfrieren ließ. Es mochte auch die für die neuzeitliche Frauendichtung traditioneller Prägung, für die schreibenden Bürgertöchter zumeist so bezeichnende Bildungsthematik sein, die hier schließlich und vorerst abgetan wurde. Heimatliche Landschaft und Geschichte — von Agnes Miegel bis Ricarda Huch wechseln da nur die Dimensionen, konstant bleibt diese Vorliebe. Sophie Hoehstetter muß hier in ihren Maßen genannt werden. Diese Maße heißen fränkische Realität der Landschaft, der Leute, der Ereignisse, können kaum magisch übergreifen in Geschichtsschau wie bei der Miegel, können kaum zu der sprachlich-geistigen Leistung einer Ricarda Huch führen. Jedoch lebt das erzählend-unterhaltende Werk dieser Frau nach ihrem Bekenntnis aus einer dichterischen Grundhaltung, nämlich der Erinnerung, die hier fixiert ist auf fränkische Zusammenhänge von Land und Leuten. Ein Kind des jungen deutschen Reiches, eine geistige Mitstreiterin der Frauenbewegung, eine Literatin, die die Werke anderer las (und das ist gar nicht so häufig, wie der Laie meint!), blieb diese Erzählerin elastisch genug, Werk um Werk nach ihrer Manier darzubringen und eine Lesergemeinde, auch über Franken hinaus, was damals mehr bedeutete als heute, sich zu gewinnen. Nicht immer lebte die Hoehstetter in Franken. Das benachbarte Thüringen und vor allem Berlin wurden Stationen. Auch dies gehört zum Bilde dieser aufgeschlossenen Fränkin, die in Pappenheim, ihrem Geburtsort, schließlich nicht erleben mußte, daß sie ihr Wirken überlebte. Im Werk der Hoehstetter tauchen immer wieder Frauengestalten auf, die versuchen, gegen die Konvention zu leben mit ihrem Herzen. Auch setzt diese Autorin ihr Wissen um fränkische Geschichte und Wesenheit um in die Spannungen zu anderen Landstrichen und Geschichtsläufen. Das macht diese Bücher angenehm offen, wobei sie nicht den Anstrich der Edel-Menschlichkeit ausblassen lassen. Der Roman um Friedrich den Großen und seine Lieblingsschwester Wilhelmine ist heute noch lesbar, verknüpft geistig Preußen mit Franken. Daß diese Frau mit dem 1924 veröffentlichten Roman „Das Kind von Europa“ dem fränkischen bitteren Mythos und der Realität Kaspar Hauser auf ihre Weise, nämlich die Tragik der Unschuld im Ränkespiel aufdeckend und Nürnberger und Ansbacher Volksseele zeichnend aus bestem Wissen, Referenz erwie, läßt ihren Namen in der Sparte der einschlägigen Romanwerke vergleichsweise interessant bleiben, zumal die Dichterin das Motiv des Unbekannten in höfischer und humoresker Manier nochmals in ihren einzeln sehr lesbaren „Fränkischen Novellen“ zwiefach aufgreift. Man sollte auch nicht vergessen, daß Sophie Hoehstetter eine der zauberhaftesten Novellen um den Erlanger „Hugenottenbrunnen“ schrieb: Vergangenheit und Gegenwart, die hugenottische Rokokodame und der verliebte Student, der im Kriege 1870/71 gegen Frankreich fällt, verbinden sich in der bildhaften sandsteinverwitterten Gestaltenpyramide der Revenants. Die drei Bände der fränkischen Novellen mit dem Titel „Mein Freund Rosenkreutz“, „Das Erlebnis“ und „Der Weg nach Sanssouci“ sind ein Dokument fränkischer Frauendichtung, verstärken das Profil der Sophie Hoehstetter, die einmal eine ihrer Gestalten sagen läßt: „Ich liebe den Elan alter Geschlechter, der schöne Form ist, und ich liebe den Aufstrom, der Revolution ist. Wo das Herz aufhört, hört mir das Leben auf“. In großartige Nähe zu Jakob Wassermann rückt die Erzählung von dem liebenden und ihren diebischen hugenottischen Freund mit dem Tode deckenden Judenmädchen aus Fürth, betitelt „Rebekka Elkan“. Hier lebt in allen Spannungen fränkisches Milieu der Zeiten vor dem tödlichen Umbruch durch die beiden Weltkriege literarisch bleibend auf. Ina Seidel sagte zu solchen Arbeiten der Hoehstetter „Das Land — Franken — ist erfaßt wie lebendige Individualität“.

Ich muß gestehen, daß mich der Zauber der Reichsstadt Nürnberg und ihres Umlandes, daß mich das Fluidum der kunstsinnig-kunstarbeitenden Noris als junges Mädchen in Berlin traf bei der Lektüre eines kulturhistorischen Romans, der weit verbreitet war und heute abermals noch als Dokument, aus liebevollen Studien an Ort erwachsen und mit Einfühlbarkeit aufgebaut, erlebbar bleibt: Olga Pöhlmanns Roman „Maria Sibylla Merian“. Olga Pöhlmann, wenig jünger als Sophie Hoehstetter (geboren 1880 in Kitzingen und gestorben 1969 in Nürnberg) hat ihren Romanen zumeist historische Studien zugrundegelegt. Daß sie in der außergewöhnlichen Insektenforscherin und Kupferstecherin Maria Sibylla Merian ein Modell der wahren Emanzipation gab und zugleich durch die Schilderung von deren Leben als Frau Graff in Nürnberg ein lebhaftes Stadt- und Wesensbild des Ausgangs vom 17. Jahrhundert, daß sie darüber hinaus eine Epoche in ihren geistigen und religiösen, auch sektiererischen Zügen erfaßte, stellt sie in die Reihe der traditionell befähigten Frauendichtung Frankens. Die Frische, ja die Herzinnigkeit dieses Romans — einen solchen Ton erreichte die Pöhlmann nicht in ihren anderen Romanen, eher noch in ihren guten kleineren Geschichten aus dem Landesgeschehen durch humorige Sprachlichter —, machen ihn dauerhaft. Ja, man könnte erwarten, daß diese literarischen Zeugnisse wieder modisch beliebt werden — kopiert könnten sie nicht werden, nur krampfhaft. Der Anbruchgeist und die bescheidene Sicherheit solcher Frauendichtungen dürften sich nicht wiederholen.

Gegenüber diesen in der Bahn ihrer Herkunft und Möglichkeiten von Bildung und Ausstrahlung bleibenden Frauen scheint die 1891 in Nürnberg geborene Claire Goll ein rebellischer Kontrapunkt: Was bei der Hoehstetter leidenschaftlich und oft pathetisch, was bei der Pöhlmann eindringlich sparsamer auf dem Papier blieb, wurde von dieser Frau gelebt, erlitten und kommt mit einer unerhört aktuellen späten Prosasammlung zu uns. Claire Goll, die unglücklich in München aufwuchs, liebte die Kunst und die Poeten, ja, auch Rilke — leibhaftig und mit Geist und Engagement. Die Fülle ihrer literarischen Begegnungen im europäischen Kaleidoskop des Expressionismus ließ sie an der Seite des elsässischen Lyrikers Ivan Goll und vor allem nach der Eheschließung 1921 in Paris reifen zu einer mehrsprachig arbeitenden, übersetzenden Essayistin, Lyrikerin, vor allem autobiographischen Erzählerin und Novellistin. Am 30. Mai dieses Jahres 1977 starb die ewig im Exil Wirkende in Paris, nachdem ihre Wege der Flucht bis New York im Zweiten Weltkrieg geführt hatten. Mit ihr kommt uns aus dieser älteren Generation fränkisch gebürtiger Autorinnen der erwartete, fällige und notwendige Frischwind auf — die Antistimme zur letztlich doch gemeinsamen Tonart und begrenzt bedeutsamen Arbeitsweise der erwähnten ältest legitimen Autorinnengarde Frankens, der Hoehstetters und Pöhlmanns. Hier herrschen gelebt und geschrieben Freiheit und Gebundenheit in Vermischung, hier wirkte eine bohemienhaft in Europa, in den Zirkeln um Kurt Wolff, Franz Werfel, später um Hermann Kesten und Friedrich Hagen, den Nürnbergern, beheimatete, mit Studiererfahrungen in Genf ausgestattete ehemalige Kaufmannstochter aus Nürnberg, verschwisterte sich den Strömungen der Zeit, dem Expressionismus und dem Surrealismus, blieb in ihrer Heimat die Frau ihres Dichter-Mannes, errang ihren Ruf durch die treue Verwaltung seines Erbes, wurde in Frankreich geehrt und als eigenständige Autorin gesehen und sollte nun auch in weiteren Kreisen dies bei uns erreichen. In ihren Aufzeichnungen aus den Jahren der Jugend, „Traumtänzerin“ (München 1971), hält Claire Goll die Spannung zwischen Salon und Küche, zwischen Bürgerreichtum und sozialistischer Hoffnung von „denen da unten“, sprich hier der Köchin, die dem Mädchen ihre Lebenslektion erteilt, fest. Die Abwehr der Jüdin gegen die Nazihybris blieb haften, Claire Goll wurde immer mehr, darin Hermann Kesten und Friedrich Hagen, ihren Nürnberger Emigrantenfreunden verwandt, Anwältin der kleinen Leute und des Elends der am Rand Lebenden, sie kämpfte als leidenschaftliche Pazifistin auch mit ihrer Prosa für das Erwachen der Welt aus verengenden Existenzsicherheiten und -Grausamkeiten. 1976 erschien die Sammlung „Zirkus des Lebens“ — bezeichnend in einem relativ unbekanntem Berliner

Verlag. Hier dokumentieren sich über dreißig Jahre hin die Erlebnisse Claire Golls in Amerika, Frankreich, Italien: Es sind dramatische oder impressionistische Erzähl-Szenen aus dem Alltag, zumeist aus dem Kampf der Anonymen gegen die Herrschenden, gegen die irrationalen — so rational wirkenden Mächte des Geldes, des Krieges, des Todes. Diese Prosa hat trotz ihrer unterschiedlichen Ausarbeitung Gewicht in der kühnen anschaulichen und draufgängerisch anklagenden Sprache. Die französische Widerstandserzählung „Die geheimnisvollen Barrikaden“ von 1944 ist ein durch die Kulissen-Welt des Puppentheaters hochpoetisches Zeugnis einer ganzen Epoche — denn der Ungeist von Haß und Verfolgung legte sich ja nicht. Claire Goll mag dies in ihrer Draufsicht dazu gebracht haben, nur aufzuzeichnen, darzustellen, keine billigen Lösungen oder Humanpredigten anzubringen. Nur im Hinblick auf die Mütter — bei der Prosa „Ein Brief aus Vietnam“ (1963) — heißt es, daß wir sie zu oft vergessen: „Eitel schütteln wir unsere blonden, roten und schwarzen Locken, wir, denen diese freche Zeit gehört“. Aber in einer anderen Erzählung heißt es auch mit jener klugen Toleranz, die aus Welterfahrung im Heute kommt: „Bevor man verurteilt, müßte man mit einer noch zu erfindenden Maschine die Seelen mit Röntgenstrahlen durchleuchten können“. („Ein Fait divers“, 1975). Claire von draußen kommend, wirkt sie dennoch in ihrem sozialen Engagement, in ihrer treffsicheren Kunst der kleinen Form vor allem, Hermann Kesten und Friedrich Hagen, ihren ebenfalls draußen lebenden Landsleuten, verwandt. Ihre letzte Prosa scheint in der Farbigkeit jünger und betroffen machender als die der gesellschaftskritischen Gisela Elsner. Ihre Lyrik steht den zyklischen Weitartigkeiten, zu denen hierzulande von Ludwig Friedrich Barthel bis zu dem jungen Godehard Schramm zeitkritisch landverbunden gefunden wird, mindestens in der Anspannung nahe.

Bescheidener, viel enger zu fassen und im Profil gleichsam gebunden an Franken nehmen sich dagegen die nächstjüngeren, hier erwähnenswerten Autorinnen, Elisabeth Fürst (Jahrgang 1904) und die 1975 mit zweiundsechzig Jahren verstorbene Gretl Zottmann aus. Beide kann man mit gutem Recht als Volksschriftstellerinnen bezeichnen, beide haben aber in ihren besten Arbeiten mit solchem Etikett keine Abwertung erfahren. Gerade in einer so gegliederten Region wie Franken kann und darf man das volkstümliche, das seriös unterhaltsame Element, das sich auch mundartfreudig gibt, nicht weglassen. Elisabeth Fürst, Nürnbergerin und in Nürnberg geblieben, Lehrerin von Hause aus, vereint vielseitig lyrisches Talent mit erzählendem, schreibt Theaterspiele und Mundartgedichte und Prosa, dichtet zyklisch zeitkritisch mit verfremdendem Kolorit, indem sie die Bildwelt, die Gestalten aus Fernost wählt, z. B. in dem antikriegsarken lyrischen Epos von 1968 „Leben und Tod des Soldaten Kama“. Die alte fränkische Fernsehnsucht kommt bei dieser gestandenen Frau, die voll reifen, köstlichen Humors ihren Landsleuten aufs Maul schauen kann, ebenso durch wie die innige Liebe zum holzschnittshaften Detail in ihrer fränkischen Krippenszenarie. Die Vielseitigkeit von Elisabeth Fürst verschließt sich nicht vor heutiger Thematik, besonders in einer inständig das Humane erfragten Lyrik:

Wir —  
auf diesem zum Tod verdammt  
winzigen Lichtpunkt  
in den Galaxien . . .  
die, ineinander verbissen, kämpfen  
um Ideologien, Hegemonien,  
Religionen, Rassen und Kolonien . . .  
warum denn so eilig?  
Er kommt schon, der Tod . . .

Und angesichts des Todes, der tausend Krebsstufen, findet die um neun Jahre jüngere Weissenburgerin Gretl Zottmann, die in langer Ehe ganz in Nürnberg heimisch wurde, von Hause aus literarisch belastet, ihre bedeutsamste Höhe. Man findet die ernste, um Glauben und Hoffen im christlichen Sinne mit schlichter, aber überzeugend fraulich-

eigener Sprache bemühte Lyrik von Gretl Zottmann in den wichtigen neueren Anthologien. Meinte man, die launig-unterhaltend humorige Feuilletonschreiberin Zottmann sei an ihren Grenzen und ihre freundlichen Erzählbändchen hätten bei aller verständlichen Beliebtheit keinen großen literarischen Stellenwert, so waren es die Gedichte des letzten Bandes vor allem, mit dem Titel "Schmale Behausung" die letzte Wohnung der irdischen Menschenhülle andeutend, die sie literarisch aktuell machten. Hier versucht eine Frau in schlichter Sprache die fürchterlichen Schmerzen und die nicht nachlassenden Hoffnungen der Schwerekranken, zu denen sie in zähem Kampf letztlich doch gehörte, in einer gleichsam Gottfried Benn antwortenden Kraft zu fassen. „Hotel ohne Namen“, dieses Gedicht macht niemandem etwas vor. Die Lebensliebe und die Gefäßtheit brachten schlichtes Gewicht in das lyrische Werk, das eigentliche Werk der Zottmann, so wie es das "Herbstlied" aussagt:

Leise verwandeln die Jahre  
Gedanken mir und Gesicht  
entwerten das Gold der Haare  
verschleiern der Augen Licht . . . (ebda.)

Eine jüngere, noch vielseitigere Vertreterin volksnaher Literatur, dabei voller aufgeschlossenem Fleiß auch als Jugendbuchautorin, als Romanschreiberin, mit lyrischen Versuchen, spezialisierte sich auf Frankens Land und Leute und hat den Ruf einer unterhaltsamen Kennerin ihrer Heimat, die sie mannigfach essayistisch erfaßt: Irene Reif, Jahrgang 1931, setzt die alte Gabe dieses Landstrichs und seiner Literaten, die Freude an der beschreibenden Detailkunst, fort. Seit langem hat hier niemand und schon gar nicht eine Frau so intensiv, Eugen Skasa-Weiß in der launigen Geschliffenheit der Kleinform verwandt, Franken porträtiert, hat Herz und Mundwerk dreingegeben und ist als Vertreterin dieser losen literarischen Form über die Region hinaus bekannt. Zur Zeit dürfte Irene Reif in ihrer Art die erfolgreich geschäftigste und fränkisch glaubhaft engagierte Autorin sein, deren Frankenbücher sich auf dem Markt verdientermaßen halten. Das im besten Sinne journalistische Element fränkischen Literatentums (von altersher und bis zu Friedrich Hagen) findet hier seine Bestätigung und nicht von ungefähr ballen sich damit Autorinnennamen und -Wirksamkeiten in Nürnberg, wo auch Irene Reif beheimatet ist. Dennoch — eine Schreibende wie die in Leerstetten bei Nürnberg 1925 geborene Elisabeth Engelhardt ist nicht einzuordnen. Ihre Fabulierkraft nimmt Ländliches, nimmt Kleinleutemilieu zum Vorwand für Dämonien, die aus Kleinem großwerden und in Abgründe ziehen; ihre Zeichnung außenseiterischer Menschen, hexenhafter Frauen, törichter Dorfjungen, modern-flachsinniger Paare, die Amphibien zwischen Land und Stadt sind, geht tief in die Kampfschicht zwischen Gut und Böse; ihr Glaube an den Menschen ist nicht blind, er nährt sich aus der schieren Anklage gegen die Stumpfheit der Menschen. Elisabeth Engelhardt hat sich in der Welt umgesehen, bevor sie fränkisches Land in der richtigen, erregend exemplarischen Perspektive für ihre Arbeit sah. Sie ging aus dem Dorfe während des Zweiten Weltkriegs nach Hamburg, reiste später weit in Europa herum, schrieb schon immer für sich selbst, nutzte die Begabung im Bereich der bildenden Kunst und machte daraus einen Beruf, scheute aber auch keine Fabrikarbeit, bevor sie im Malersaal an der Nürnberger Oper wirken konnte. Ihr Prosawerk ist sparsam gradlinig, konsequent in der Konzeption und Diktion, ist reine Literatur und weit entfernt, bei aller heimatlichen Thematik, reine und bloße Heimatliteratur zu sein, weil alles in die Dimension der Menschenpsyche schlechthin, ihrer Dunkelheiten und Fragen stößt. Das Debüt, bezeichnenderweise durch einen Schweizer Verlag ermöglicht, hieß „Feuer heilt“ — ein Roman, bestehend aus zwei Handlungssträngen. Ein junger Schulmeister findet, als er aus dem Dorf in die Stadt aufbrechen will, vergilbte Blätter, Briefe seiner Ahnin, die eine Tochter einer Fahrenden war, als Hexe verrufen. Der Lehrer kommt von diesen Blättern nicht mehr los. Auch von dem Dorf kommt er nicht los. Sein Inneres beherrscht der Dialog der Hexenfrau, der um ihrer besonderen Kräfte willen Verfolgt, mit Gott. Diese Frau, die ein Jude zum eigensten, an Jakob Böhme gelehnten Christgottesglauben

führt, bringt den Mut auf, zu den sie quälenden Menschen zurückzukehren, aber sie scheitert am Hochmut derer, „die im Dreck sind“. Es bleibt aber der Versuch, der Glaube, das einsame Licht eines Menschen, einer in ihrem Wesen emanzipierten Frau. Dieses ganze Werk, das in jagender Sprache tiefe Vergangenheit mit dem Heute verbindet, wird von der Kraft getragen, Landschaft einzubeziehen in geistig-geistliche Handlung. Die zwischenzeitlichen Erzählungen vor dem zweiten neueren Roman der Elisabeth Engelhardt skizzieren absonderliche Frauengestalten im Alltag, erschienen 1972, acht Jahre nach „Feuer heilt“ unter dem Titel „Johanna geht“. In tiefsinnig-schwarzem Humor wird hier vor allem die Hauptkrankheit unserer Tage, Angst und Verfolgungswahn, aufgedeckt. Der 1974 erschienene Psychokrimi, der vielschichtig-zeitkritische Roman „Ein deutsches Dorf in Bayern“ ergänzt die erschienene Prosa. Aufgelockert in sprunghafter Banalerzählung, auch mit Mundartanklängen, umreißt hier die Autorin das den Maklern und Bodenspekulanten ausgelieferte, geldgierig, auch daseinwurschtig, auch sich pseudomodern gebende Dorf bei Nürnberg. Zersiedlung ist Trumpf wie Zerfall aller alten Ordnungen, Glauben, Treu und Ehe unbegriffen. Ebenso unsentimental abrechnend, nur auch nicht mehr so letztlich humanverkündigend wie die zur Miegel-Generation gehörende Westfälin Margarete Windthorst, aber in der derben Kraft, Menschen zu zeichnen, ihr verwandt, deckt Elisabeth Engelhardt das Ende auf — Trauer und Versteinerung, die kleine „Höll“, von der die hexenhafte Großmutter kündigt. Ein armer Dorfidiot wird in einem Hexenkessel von allzumenschlichen Reaktionen, die dieses Dorf zum unheimlichen Welttheater machen, das Opfer der Verwirrungen um den Tod eines andern beschränkten Wesens im Dorf. Diese Sensation steht in grellen täuschenden Farben vor dem leisen Unerhörten, der Aufgabe des Dorfes und seiner Menschen aus sich heraus. Wenn jemand Urtümliches mit Aktuellem, Unheimliches mit Alltagsbanalem zu einem höchst literarischen wirksamen Mosaik verbinden konnte und damit aus der Region ins Allgemeine wirkt, dann ist es Elisabeth Engelhardt.

Aber das abstrahierende, verfremdend absurde Gestalten gesellschaftskritischer Themen bringt heute größeres Echo — oder eine Frau wie Gisela Elsner, die die Bürgerlichkeit der Noris und ihres Milieus floh, um sie in tausend steril genauen, strichelig kühlen, die Norm durch genormte Spiegel einholenden Variationen wieder zu zeichnen, ging den klügeren Weg, den fränkisch-traditionell-rebellischen: Sie kam gleichsam nur mit ihrem literarischen Werk zurück, ansonsten vor allem der Norden, sind England oder Hamburg gemäßigere Wohnorte und stärken die Distanz zum präzisen Niederschreiben immer derselben Modellfälle: Von dem Romanerstling „Die Riesenzwerge“, 1964 erschienen und gleich preisgekrönt, bis zum soeben erschienenen Gesellschaftsroman „Der Punksieg“ der heute Vierzigjährigen verläuft die Linie konsequent. Immer sind es, ob in diesem ersten kleinbürgerlichen grotesken Entwicklungsroman aus dem Lehrermilieu mit den geltungsvollen Ungrößen, den Riesenzwerge, oder im 1968 folgenden Roman „Der Nachwuchs“, dem massigen Porträt vom Widerstand eines phlegmatischen Sohnes gegenüber den um nichts betriebsamen, Nest bauenden Eltern, die kalt und deutlich, ja vergrößert beschriebenen Kleinheiten des banalordentlichen Dahinlebens, immer werden in einer bohrend wiederholenden Sprache, die nicht dynamisch, sondern entnervend chromatisch verläuft, die Alltagsreden, die Jahre als Geschwätz zu Papier gebracht, immer wieder zeigt Gisela Elsner, als böses bedrängendes Neureich-Gesellschaftsspiel in dem 1970 erscheinenden Roman „Das Berührungsverbot“ die leere Sucht der Paare zueinander, zeigt gleichsam in der Kupferstichtchnik der Maria Sibylla Merian die madige zerfressene Rückseite der Biederwelt. Der Erzählband „Herr Leiselheimer und weitere Versuche, die Wirklichkeit zu bewältigen“ von 1973 gibt in deftig-realistischen Ausschnitten, beispielsweise einem Abtreibungsversuch, einem Greisenflirt, einer Verlobung, bei der sich schon die Familiengewaltakte abzeichnen und einer Skizze über einen Industrieboß unterkühlte Zeitkritik ohne Ausblicke oder Lösungen. Es geht lediglich um die sehr deutliche, detailbesessene, ernüchternd drillbohrerhafte

Darstellungstechnik von Zuständen. Der neue Roman „Der Punktsieg“ ist denn auch in seiner gleichbleibenden Temperatur, den neuen halbseidenen Spießertyp des Erfolgreichen mit leisem Sodbrennen ob der unsicheren Zeitlage zu zeichnen, weniger mehr Aggression als Präzision aus Sprache. Der Mechanismus des Abschilderns spiegelt eine Welt, in der selbst der kleinste Charakterzug zugunsten völliger banaler Mimikry weichen muß. Der Mann namens Mechtel, Boß und Lahmling, nimmt auch lediglich den Tod seines leicht abartigen Schwiegersohns zur Kenntnis, als wenn Müll weggeräumt wird. Die totale Banalerstarrung trat ein, farbig sind und bleiben bis zur variablen Lächerlichkeit nur bei Gisela Elsners Werk durchgehend die Fülle fränkischer oder fränkelder Namen. Hier scheint sich ihre Fantasie der ansonsten immer mehr zurückgenommenen Beschreibungssprache zu erschöpfen. Die Kunstansätze dieser Autorin wurden und werden immer mehr zu Kunstgewerbe, zu literarischem Strickmuster, mit dem einmal der Erfolg garantiert wurde. Claire Golls Prosa ist jünger, satirisch-bewegender als diese Prosa einer möglichen literarischen Enkelin.

Das Schlußlicht meiner Umschau ist weder kümmerlich noch blaß, eher bietet sich mit der 1942 in Bamberg geborenen Lehrerin, Ehefrau und Mutter Helga Piccon-Schultes eine leidenschaftliche und für die literarische Szene Frankens geradezu typische Rebellin ohne Ausbruchskonsequenz an. Ich bin nicht unschuldig daran, daß diese zehnfach im Alltag in Pflichten gebundene Frau, die eine Kindernärrin ist und der Leben vor Schreiben geht, dennoch dieses schwere Schreiben nicht läßt und hoffentlich nicht lassen wird. In einer holzig-spröden, bildintensiven Sprache, ungefiltert noch und für Prosa ein Versuchsfeld, erweist sich die Lyrik der jungen Autorin als ein in der fränkischen Gesamtliteratur von heute besonderes Feld. Christlich bemühte Gedankenwelt, befrachtet mit Wissen um die Geschichten beider Testamente, versucht sich in verblüffend neuer, den Leser zum Mitdenken bringender Ökonomie. Keine Mystikerin, aber eine Kämpferin um Gott und seine irdisch gefährdende Kirche, diese Macht und Ohnmacht, ringt Helga Piccon-Schultes in ihrem bisher einzigen Lyrikband „Proben das neue Jerusalem“ um Erläuterungen, bezieht Umwelt ein, malt mit fränkischen Landfarben, drechselt eigensinnig Worte.

**Kramen**  
nach einem  
Alten Testament  
wissen wollen  
wie  
ging die Sache damals  
aus  
mit jenem Jonas  
und Ninive  
den Schrank  
durch-  
pflügen  
schließlich  
dastehn  
mit einer Flasche  
Weihwasser  
mit einem Spiel  
Mensch  
ärgere  
dich nicht  
und einem Werkbuch  
„do it  
yourself“

Eine zarte Frau, voller Selbstkritik und Zweifel, vor sich hinarbeitend, schreibend nachts, wenn die kleinen Kinder im Bett sind, der Mann, Grundschullehrer, ausruht. Eine Frau, die sich selber immer neue Stufen baut, unverfälschte Versuche der religiösen Selbstfindung unternimmt, hat für mich in dieser Region ein sehr bezeichnend einsames, kräftig-hoffendes Profil. Sie weiß noch davon oder wieder, oder sie erringt sich das Wissen von oben und unten, Erde und Himmel, sie ist keine femme de lettres und darum muß sie sich durch den Alltag und die Beziehungslosigkeiten zum Literaturmarkt drehen, aber sie schreibt! Ein Gedicht wie „Gänseblumenpsalm“ scheint mir wie ein junges Dürer'sches „Rasenstück“ in heutiger Sprach-Manier und doch verwurzelt in der alten Liebe zum Kleinen, die dem Franken innewohnt:

Meinem Hungerblick  
barmherzig  
hingestreut  
Weißsterniges

Manna  
nicht  
himmeligeregnet

aber  
unterirdisch  
hat einer  
winterlang

nächtelang  
sicher  
Sterne  
gestellt

Ein paar Namen, merkbare Profile von Frauen aus Franken, in Franken, von schreibenden Frauen: Bescheidene Ausbeute einer dennoch nicht zu verkleinernden differenzierten Literatur. Die Klammern heißen Geschichte und Gesellschaft, Landschaft und Leute, heißen Humanitas und Religiosität — es sind alte, allgemeine Literaturklammern, sie treiben hier keine sensationellen, wohl aber sich in Maßen jeweils erneuernden Formen.

## Fragen an Dr. Inge Meidinger-Geise

Ein Gespräch mit Dr. H. Heller

### *Frage:*

Dieses Referat „Literarische Frauenprofile in Franken“ war, mit Verlaub, nicht vollständig: Es fehlt unter den erwähnenswerten Schriftstellerinnen in Franken Inge Meidinger-Geise selbst.

Mit Ihrer Dissertation über „Agnes Miegel und Ostpreußen“ sowie einem Lyrikband „Helle Nacht“ (beide 1955) beginnt Ihr literarisches Schaffen, zumindest für den Leser. Wenig später, 1956, erschien im Nürnberger Verlag Glock und Lutz Ihre zweibändige Literaturgeschichte „Welterlebnis in deutscher Gegenwartsdichtung“. Dies bringt mich auf eine doppelte Frage:

Was veranlaßte Sie zu eigenen poetischen Unternehmungen? War es vielleicht dies, daß Sie bei Ihren literarhistorischen Studien feststellen mußten, daß Agnes Miegel eine Ausnahme war, daß die deutsche Gegenwartsdichtung noch immer überwiegend eine Welt der Männer war? Wollten Sie — auch — dagegen antreten?